
Europas neue Vielfalt

**Herausgegeben von
Frank Geißler und Matthias Middell**



Leipziger Universitätsverlag 1993

© Leipziger Universitätsverlag GmbH 1993

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschafts-
forschung

Heft 4 (1993)

Europas neue Vielfalt

Herausgegeben von Frank Geißler und Matthias Middell

ISSN 0940 – 3566

ISBN 3-929031-34-5

Inhalt	Seite
--------	-------

<i>Matthias Middell</i>	Walter Markov (1909–1993)	9
<i>Thomas Grimm</i>	Gespräch mit Walter Markov	15

Editorial		23
------------------	--	----

Aufsätze

<i>Marleen Wessel</i>	Lucien Febvre und Europa: An den Grenzen der Geschichte	28
-----------------------	--	----

<i>Wolfgang Schmale</i>	Europäische Geschichte schreiben ...	40
-------------------------	--------------------------------------	----

<i>Sigrid Meuschel</i>	Zivilgesellschaft im Postsozialismus?	49
------------------------	---------------------------------------	----

<i>Melanie Tatur</i>	Sozialbewegung und institutioneller Wandel in Polen und Rußland	63
----------------------	--	----

<i>Fjodor F. Finkl Robert Klugel Florian Andrews</i>	Auf der Suche nach einem „Sonderweg“ für Rußland: Igor R. Schafarewitsch und seine „Rezepte“	80
--	--	----

<i>Frank Geißler</i>	Rückkehr nach Europa: Europas Hinterhof. Die Kooperationspolitik der EG in Ostmittel- europa	98
----------------------	--	----

Forum

<i>Hartmut Elsenhans</i>	Massenkonsum als Voraussetzung für Kapitalakkumulation. Entgegnung auf die Bemerkungen von Georg Quaas	130
--------------------------	--	-----

Mitteilungen und Berichte

• 43. Königswinter-Konferenz der Deutsch-Englischen Gesellschaft (<i>Rolf Müller-Syring</i>)	150
---	-----

✓	• „The GDR Revisited“: 19. New Hampshire German Symposium (<i>Eckhardt Fuchs</i>)	155
✓	• Die IX. Frankreichforschertagung in Ludwigsburg (<i>Helmut Melzer</i>)	158
✓	• Zum Stand des deutsch-französischen Vergleichs (<i>Charlotte Beisswingert</i>)	160

Buchbesprechungen

•	Der Name eines Toten. Zur Autobiographie Louis Althusser's (<i>Peter Schöttler</i>)	163
•	Lexikon Alte Kulturen. Hrsg. Hellmut Brunner, Klaus Fessel, Friedrich Hiller und Meyers Lexikonredaktion, Mannheim-Wien-Zürich. Bd. 1 (A – Fir) 1990, Bd. 2 (Fis – Mz) 1993 (<i>Rigobert Günther</i>)	170
•	Joseph Bergin, <i>The Rise of Richelieu</i> , New Haven/London 1991 (<i>Katharina Middell</i>)	171
•	Helga Schultz, <i>Das ehrbare Handwerk. Zunftleben im alten Berlin zur Zeit des Absolutismus</i> , Weimar 1993 (<i>Katrin Keller</i>)	172
•	Ingrid Rademacher, <i>Legitimation und Kompetenz. Zum Selbstverständnis der Intelligenz im nachrevolutionären Frankreich 1794–1824</i> , Frankfurt a. M. 1993 (<i>Kurt Holzappel</i>)	174
•	Elisabeth Fehrenbach, <i>Verfassungsstaat und Nationsbildung 1815–1871</i> , München 1992 (<i>Werner Greiling</i>)	176
•	Dokumente zur Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, eingeleitet von Herbert Schambeck und gemeinsam herausgegeben mit Helmut Widder und Marcus Bergmann, Berlin 1993 (<i>Editha Kroß</i>)	177
•	Raimund Neuß, <i>Anmerkungen zu Walther Flex. Die „Ideen von 1914“ in der deutschen Literatur: Ein Fallbeispiel</i> , Schernfeld 1992 (<i>Wojciech Kunicki</i>)	178
•	Emilio Gentile, <i>Il Culto del littorio. La sacralizzazione della politica</i> , Roma/Bari 1993 (<i>Friedemann Scriba</i>)	181
•	Georg G. Iggers, <i>Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert</i> , Göttingen 1993 (<i>Gerald Diesener</i>)	

• Jean-Luc Boilleau, Cornelius Castoriadis, Marc Ferro, Pierre Grimal u.a., De la fin de l'histoire, Paris 1992 (<i>Steffen Sammler</i>)	186
• Ethik der Gabe: Denken nach Jacques Derrida. Hrsg. Michael Wetzel und Jean-Michel Rabaté, Berlin 1993 (<i>Wolfgang Ernst</i>)	189
• Derek Heater, The Idea of European Unity, Leicester/London 1992 (<i>Wolfgang Schmale</i>)	191
• Die Symbolisten und Richard Wagner. Hrsg. Wolfgang Storch, Berlin 1991 (<i>Ralf Pannowitsch</i>)	193
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	197

Walter Markov (1909–1993)

Im gleichen Jahr wie sein Meisterschüler Manfred Kossok verstarb Walter Markov, Universalhistoriker von international anerkanntem Rang, der den guten Ruf der Leipziger Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg neu begründet hat.

Nach Herkunft und Ausbildung dem Nationalstaatsprinzip abhold, teilte er weder den Konservatismus noch den Opportunismus vieler Fachkollegen und ergriff als einer von wenigen deutschen Historikern die Partei des aktiven Widerstands gegen den Nationalsozialismus. Auch die Erfahrung der dafür verbüßten Haftstrafe ließ ihn politisch nach Alternativen zu einer Gesellschaft suchen, die dieses Regime hervorgebracht und nicht zu verhindern gewußt hatte. Dies bestimmte nach dem Krieg den Weg vom Rhein, wo die Handlungsspielräume alsbald zu klein wurden, an die Pleiße, wo er sich habilitierte, Professor wurde und Verantwortung für den Wiederaufbau des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte sowie der Abteilung für Geschichte Ost- und Südosteuropas übernahm. In der Krisensituation einer notwendigen Neubestimmung der Geschichtswissenschaft in Deutschland nach 1945 spielte Walter Markov eine wichtige Rolle als fachlich bereits anerkannter Gelehrter und kritischer Marxist. In langen Zuchthausjahren erworbenen moralischen Anspruch warf er in die Waagschale, um der Forderung nach Selbstbesinnung einer „Zunft“ Nachdruck zu verleihen: „Die Geschichte ist unter den Wissenschaften die anfälligste und wehrloseste, wenn es den Zeitgeist gelüster, sie zu vergewaltigen und zu beschmutzen. Sie kann sich nicht hinter Formeln und Retorten verkriechen, kann in kein neutrales Sachgebiet abwandern, nicht der Hülle des Irdischen entsteigen oder sich in eine Sprache verflüchtigen, zu der rohen Schergen der Schlüssel fehlt – sie bleibt als menschnächste gegenwartsbezogen und muß verstummen oder bekennen ... In den hinter uns liegenden Jahren hat das Schlinggewächs der Phrase, der Halbheit und der Stümperei das Feld echter historischer Forschung überwuchert. Zu dem vielen, das wir reuevoll revidieren müssen, zählt daher auch unser Geschichtsbild.“ (Vom Nutzen der Historie, 1946)

Sein Bemühen galt einer Verankerung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte in einer Geschichtswissenschaft, die nicht mehr bloß beschreibende, sondern erklärende Wissenschaft sein sollte. In dieser Forderung, die sich mit dem Wunsch verband, Erdkunde, Statistik, Psychologie und Soziologie möchten fortan die vornehmsten Hilfswissenschaften des Historikers sein, folgte er am deutlichsten dem Begründer des nun von Markov geleiteten

Instituts, Karl Lamprecht. Der Rückblick auf die Historiographie der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, mit dem die Positionsbestimmung des jungen Ordinarius begann, lehrte, daß die Niederlage, die Lamprecht im Methodenstreit erlitten hatte, einen quälend langsamen Erneuerungsprozeß in der deutschen Geschichtswissenschaft induziert hatte. Markovs Orientierung auf die geschichtswissenschaftliche Diskussion in Frankreich fand Begründung in der dort bereits vollzogenen Wende zu einer moderneren Geschichtsauffassung. Nicht zufällig nannte er Georges Lefebvre seinen Maître.

Walter Markov gab sich aber nicht mit der Einbeziehung von Ökonomie und Demographie zufrieden. Er wollte einen Perspektivwechsel zur Geschichte „von unten“. Der einfache Mann und die Volksbewegungen sollten in ihren Sorgen und Nöten, in ihren Ansprüchen und in ihrer Kreativität ernst genommen werden. Geschichte anders denn als Geschichte der Herrschenden aufzufassen schloß ein, im Weltmaßstab die noch in kolonialer Abhängigkeit Lebenden in ein traditionell hochgradig eurozentrisches Geschichtsbild einzuführen. Diese Forderungen, die zugleich Programm für die eigene Arbeit der folgenden Jahrzehnte waren, verbanden sich mit einem Begriff von historischem Materialismus, dem jeder Ausschließlichkeitsanspruch ebenso fremd war wie die Vorstellung, man könne aus allgemeinen Gesetzmäßigkeiten auf den tatsächlichen Geschichtsverlauf schlußfolgern und damit das oftmals mühsame Handwerk des Historikers ersetzen: „Es hat ... nicht den geringsten Zweck, die vom Liberalismus herkommende bürgerliche Geschichtsauffassung und den auf Marx fußenden historischen Materialismus dureinanderzubringen. Beide mögen ihre Chancen wahrnehmen. Es wird sich weisen, wer die bessere Arbeit leistet.

Auf die Theorie kommt es dabei nicht allein an. Die Theorie schafft keine Kunst, keine Literatur und auch keine Geschichte. Sie lotet nur, das Heben liegt bei uns. Wer es am falschen Ort tut, der fördert Schlamm zutage, weiter nichts.

Wenn wir Geschichte künstlich konstruieren, dem Vorurteil zulieb den Strom des Mannigfaltigen auf einen vorgeschriebenen Nenner bringen und unterschlagen, was dorthin nicht paßt, dann zeugen wir ein schwächliches Gespenst.“ (Ebenda)

Es gelang Walter Markov nicht, in einem Deutschland, das den besetzenden Großmächten folgend in den Kalten Krieg steuerte, diese Prämissen für die Diskussion um eine erneuerte Historiographie durchzusetzen. Den einen ging die Forderung nach einem radikalen Bruch mit der Geschichtswissenschaft vor 1945 viel zu weit. Zu wenige konnten auf Widerstand gegen die Nazi-diktatur verweisen, zu viele gedachten gerade bei der Bewältigung der geistigen Krise im methodischen Rahmen der alten Historiographie zu bleiben. Zu schwach blieben die Kräfte der Erneuerung, zumal moralisch integre

Historiker bei der Abwehr der methodischen Herausforderungen mittaten.

Die anderen setzten lieber auf machtpolitische Untermauerung des Führungsanspruchs für eine marxistische Theorie denn auf die vorgeschlagene Bewährung in fachlich solider Arbeit. Auch dies bildete das – spiegelbildliche – Eingeständnis einer Schwäche.

Man könnte die Position Walter Markovs, der bald zwischen allen Stühlen saß, durchaus als die verpaßte Chance der Nachkriegsdebatte in der deutschen Geschichtswissenschaft bezeichnen.

In der „Jugoslawienkrise“ wurde Walter Markov aus der SED ausgeschlossen, seine politischen Wirkungsmöglichkeiten wurden ebenso eingeschränkt wie sein akademischer Einfluß begrenzt werden sollte. Er verließ das Land, auf das er seine Hoffnungen gesetzt hatte, indes nicht. Das Projekt des Sozialismus schien es ihm wert, sich nicht von eigener Enttäuschung überwältigen zu lassen. Gerade begonnen, mußten dem Experiment Unzulänglichkeiten anhaften. Die Alternative war dagegen wenig verlockend für einen Historiker, der die Verlustbilanz des Kapitalismus zu wichten wußte.

Fortan richtete sich sein Bemühen auf die Einlösung der formulierten Ansprüche im eigenen Oeuvre und im Aufbau einer wissenschaftlichen Schule, die diese Ansprüche aufgreift. Wie anders sollte man mit der Niederlage, wie sie Walter Markov erlitten hatte, auch umgehen? Mit schwarzem Humor nahm er zur Kenntnis, daß Äußerungen zum aktuellen Sozialismus vorerst von ihm nicht gefragt waren: die Geschichte sei nach Raum und Zeit glücklicherweise groß genug, um auszuweichen. Ausweichen war aber seine Sache nicht. Den Schülern wies er die verschiedenen Zonen des antikolonialen Befreiungskampfes zu und mischte sich, sei es als Gastprofessor in Nigeria, sei es als Initiator beinahe aller wichtigen Aktivitäten in der DDR zur Entwicklungsländerforschung der fünfziger und sechziger Jahre, wieder nachhaltig in die zeitgeschichtlichen Auseinandersetzungen ein. Die vergleichende Kolonialgeschichte entfaltete Impulse für internationale Zusammenarbeit und legte den Grundstein für eine die Weltgeschichte wirklich umfassende Geschichtsauffassung.

Sich selbst nahm er vor allem die Französische Revolution vor. Er schaffte es, Leipzig zum Zentrum der Revolutionsforschung im deutschen Sprachraum zu machen, obwohl der Archivzugang fürs erste nur auf abenteuerlichen Schleichwegen gelang. In Albert Soboul fand er einen kongenialen Partner und löste die Idee einer Geschichte von unten in Gestalt einer Geschichte der Pariser Sansculotten ein. Für die Geschichte der Sozialgeschichtsschreibung in der DDR verdienten diese Arbeiten größere Aufmerksamkeit als eine oftmals nationalgeschichtlich fixierte Historiographiegeschichtsschreibung erkennen läßt, weil Markov gleich an den damals fortgeschrittensten Stand der

Methodendiskussion anschließen konnte, und nicht den Umweg über die verspätete Rezeption in der Bundesrepublik ging. Daß von DDR-Rezensenten Tadel erntete, wenn die länderübergreifende Kooperation das eigene Lager nicht zum alleinigen Maßstab machte und nach vernünftiger Entkrampfung akademischer Zusammenarbeit suchte, zeigt die Schwierigkeiten, denen später gebräuchliches Verhalten in den fünfziger Jahren ausgesetzt war. Er ließ sich von solchen Kleinlichkeiten nicht beirren und hielt an der Offenheit für Ost und West fest. Leipzig profitierte davon und wurde – dem Trend zur Provinzialität zum Trotz – zu einem Treffpunkt der Historiker aus allen Teilen Europas und aus Übersee. Allerdings wußten zahlreiche Kollegen, die die Markov-Schule mit Mißtrauen oder auch Neid betrachteten, den Einfluß solcher Weltoffenheit immer wieder zu begrenzen.

Die vierbändige Biographie des Priesters Jacques Roux, die die Schaffensperiode der sechziger Jahre bestimmte, ist zuerst eine akribische Spurensuche und ein Werk von literarischem Rang, zugleich aber eine Geschichte der Revolutionsmechanismen, die dichter an der Zeit ihres Erscheinens ist als die öffentliche Rezeption wahrzunehmen bereit war. Eine meisterhafte Biographie – lange bevor die DDR-Geschichtswissenschaft durch die Wiederentdeckung der Einzelpersonlichkeit als Gegenstand mediale Aufmerksamkeit in Ost und West erreichte.

Walter Markov hatte bei aller Zustimmung zu sozialgeschichtlichen Ansätzen gesehen, daß die politische Dimension Gefahr lief, über der Entschlüsselung von Statistiken vergessen zu werden. Ein weiterer Grund für die Entscheidung zum biographischen Genre war sicher auch der Standortnachteil, mehr als tausend Kilometer von der Seine entfernt zu sitzen, der sich bei Konzentration auf eine Person und ihr Umfeld leichter ausgleichen ließ. Schließlich hatte der Entschluß zur Lebensbeschreibung des „roten Priesters“, die doch zugleich eine besondere Art von Geschichte der Revolution war, wohl auch mit dem ästhetischen Anspruch an Komposition und Formulierung einer historischen Darstellung zu tun. Die Feder elegant führen zu können, schien ihm für einen Jünger Klios unabdingbar, sollte über das Lesevergnügen Wirkung erzielt werden. Die Ablehnung eines „Schallplatten-Marxismus“ der Dauerzitate und die Abneigung gegen trockene Zahlenkolonnen führten seine Formulierungskunst bis zur partiellen Unübersetzbarkeit, die seine ausländischen Freunde immer wieder stöhnend registrieren mußten..

Die Markovsche Unterscheidung zwischen „legitimen Linken“, deren basisdemokratische Reden und Aktivitäten das Begehren einer breiteren Volksbewegung auszudrücken vermögen, „illegitimen Linken“, deren pseudoradikalem Geschrei der Verfasser sichtlich nichts abgewinnen kann und schließlich einer an die Macht gekommenen Linken, die nun auch die

Weggefährten von einst beherrschen muß, bietet nicht nur eine Typologie historischen Geschehens. Erkennbar ist die Geschichte der Französischen Revolution, die den Historiker Markov auch wegen ihrer allgemeiner gültigen Züge fasziniert, eine Möglichkeit, sich den Problemen des 20. Jahrhunderts zu nähern. Immer warnt er aber vor allzu schnellem Gleichsetzen, wo auch die Singularität des geschichtlichen Phänomens und die über die Zeit entstehenden typologischen Unterschiedlichkeiten zu bedenken sind.

Aus der Analyse einer einzelnen Revolution aufgetaucht, wandte sich Walter Markov mit einer inzwischen respektablen Schülerschar dem noch stärker universalgeschichtlich ausgerichteten Revolutionsvergleich zu. Wie immer regierte auch hier die Vorsicht gegenüber dem allzu Allgemeinen und den Gesetzmäßigkeiten. Alle Typologie, jede theoretische Schlußfolgerung wurde konterkariert durch die Darstellung des Einzelnen und Besonderen, wofür die – auch in der Form auf Eigensinn setzenden – Befragungen von Zeugen der Französischen Revolution (1982) und die Kultur- und Sittengeschichte des Grand Empire stehen.

Ein Oeuvre bleibt zuerst an den selbstgestellten Ansprüchen zu messen. Walter Markov hat unbestritten die Produktivität eines historisch-materialistischen Ansatzes in der Geschichtswissenschaft vorgeführt, indem er ihn mit feiner Sprache und hohem handwerklichem Geschick auf Geschichte als Geschichte von unten, als Geschichte von Herrschaftsverhältnissen und als *histoire totale* im räumlichen, zeitlichen und strukturellen Sinne orientierte. Außerhalb des ihm verbundenen Kollegen- und Schülerkreises isolierter als es seine hohe internationale Reputation vermitten läßt und kein Meister im methodologischen Feldgeschrei, sind seine innovativen Beiträge zur Art und Weise des Geschichteschreibens in unserem Jahrhundert außerhalb der Spezialisten weniger wahrgenommen worden als anderes, was modische Aufregung verursachte.

Außergewöhnliche Beharrlichkeit als Wissenschaftler um fachlich unangreifbare Resultate paarte sich mit der Gelassenheit eines Universalhistorikers, dem nicht jede politische Veränderung gleich einmalig vorkam. Vor dem Niedergang der sozialistischen Gesellschaft, den er so klar wie bitter wahrnahm, stand er ratlos hinsichtlich der Handlungsalternativen. Ein Subjekt der schöpferischen Veränderung zeichnete sich lange nicht ab, und einen einfachen Zusammenbruch konnte nicht wünschen, wer für diese Chance auf Alternative gelitten hatte wie Walter Markov. Kurzzeitig auf die „zweite Revolution“ hoffend, blieb bald nur die fatale Feststellung, daß „Wende“ ein wenig wie „Vendée“ klinge.

In Krisenzeiten schrumpfte die Schar der „Markovianer“, zu anderer Stunde wuchs der Kreis jener, die vom guten Ruf des Altmeisters profitieren

wollten. Die letzten Jahre boten für diese eigentümlichen Konjunkturen ein weiteres Mal Anschauungsunterricht. Solidaritäten schrumpften, als der Leipzig so Verbundene die Stadt verlassen mußte, weil er keine Heimstatt mehr an jenem Ort fand, dessen Universität ihn zum Ehrensensator gewählt hatte.

Was bleibt, ist ein wissenschaftliches Werk, an dem nichts umgeschrieben werden muß. Es bleibt die Erinnerung an einen akademischen Lehrer, der allzu hastige Schlußfolgerungen auf das historische Material zurückverwies und dabei doch immer dazu anhielt, den Erklärungsanspruch der Historiographie im Auge zu behalten. Es bleibt die über den Tod fortdauernde Prägestkraft einer souveränen Persönlichkeit, wie sie der universitäre Betrieb nicht sehr oft kennt. Und es bleibt der Auftrag, die Zerstörung einer Lebensleistung, die universalgeschichtliche Tradition gegen alle Widrigkeiten in Leipzig verteidigt zu haben, nicht einfach hinzunehmen.

In der Bilanz der DDR-Geschichtswissenschaft bleibt Walter Markov ein besonderer Platz vorbehalten: Er war nicht typisch. Wäre er es gewesen, wäre diese Geschichtswissenschaft kaum auf diese Weise zusammengebrochen.

Matthias Middell

Gespräch mit Walter Markov*

Vor einigen Jahren haben Sie mit Blick auf die Stagnation der sozialistischen Länder die Frage erörtert, ob im Sozialismus „richtige“ Revolutionen überhaupt möglich sind. Unter anderem haben Sie darauf geantwortet, Formen und Inhalte des Sozialismus könnten sich, wenn ein Land die „Stufen zum Kommunismus“ nimmt, immer tiefgreifend ändern – ohne Rücksicht darauf, ob spätere Generationen dies einmal als „Revolution“ bezeichnen werden oder nicht. Tatsächlich aber ist es nicht zu einer Erneuerung des Sozialismus gekommen. Was war dann Gorbatschow: Hoffnungsträger, Reformator und Liquidator in einer Person? Könnte man sagen: Gorbatschow wollte die russische Revolution erneuern und hat sie bei diesem Versuch beendet?

Bevor man sich festlegt, muß man die letzten zehn Jahre analysieren. Mit dem Namen Gorbatschow verbindet sich gewissermaßen die vorerst letzte Illusion, die letzte Hoffnung auf eine systemimmanente Änderung des „herkömmlichen Sozialismus“. Im allgemeinen war es so, daß „kritische Marxisten“ spätestens seit dem Ende der siebziger Jahre geglaubt haben, die Sowjetunion als führende Fortschrittsmacht abschreiben zu müssen. Der Tenor war: Denke, soviel du willst. Da kommt nichts mehr. Wenn überhaupt noch etwas passieren soll, dann muß eine „zweite“ Revolution von der unverbrauchten Peripherie getragen werden.

Der Titoismus war zu klein und zu schwach; in China hatte Mao einige zündende Parolen ausgegeben, aber die versagten ebenfalls vor der Wirklichkeit. Und nun, zum großen Erstaunen von uns allen, schien um 1985 der große Anstoß zu einer Neubewegung nicht von der Peripherie, sondern vom Zentrum – aus Moskau selbst – zu kommen.

Welche Erwartungen hegt man als Historiker hinsichtlich dieses „welthistorischen Experiments“?

Man dachte im Grunde genommen meist an eine fruchtbare Verbindung von Reformkommunismus und demokratischer Bürgerbewegung. Ich meinte, die Bewegung würde von unten, von aufmüpfigen Parteimitgliedern kommen, aber letztlich vom Zentrum aus vollendet werden, was den Versuch in einer multikulturellen Gesellschaft wie der Sowjetunion doch

ungemein erleichtern würde. Mit dem Namen Gorbatschow verband sich eine Art letzte Hoffnung auf Selbstverwirklichung von dem, was an Sozialismus in der Welt war. Es war nicht viel, aber es war auch nicht ganz wenig.

Ist das, was Habermas die „nacholende Revolution“ beziehungsweise den „linken Revisionsbedarf“ nennt, historisch nicht einfach zu spät gekommen?

Es geht um das, was ich – und andere – als „zweite Revolution“ in eine mögliche historische Vision gestellt habe. Sie blieb aus. Die Schwierigkeit der theoretischen Ausformung dieses Ansatzes lag immer in der Ambivalenz von realen und imaginären Potenzen, über die der Sozialismus in seinen nicht korruptierten wie in seinen korruptierten Zeiten verfügte. Augenblicklich haben wir wenigstens zwanzig ernsthafte theoretische Positionen, in denen uns erklärt werden soll, daß wir noch gar keinen Sozialismus gehabt haben oder – nach Kuczynski – im Frühsozialismus steckengeblieben sind. Solche Erklärungsversuche beleuchten bestenfalls Teilaspekte der Erscheinung. Sind sie zudem kausal angelegt, dann sind sie gleichermaßen zum Scheitern verurteilt wie die Auffassung, daß es im Bereich des „Realsozialismus“ weltweit nur Opfer oder Täter, Widerständler oder Verbrecher gegeben hat. Einen einundzwanzigsten Erklärungsversuch bekommen Sie von mir nicht.

Aber es muß doch erlaubt sein, Ihrer Generation, die den Sozialismus ideell und praktisch in diesem Jahrhundert verwirklichen wollte, die Frage zu stellen, warum ihre Kampfformen, ihre Staatsdisziplin nicht erfolgreich waren?

Ganz offensichtlich mündeten nicht nur ein Teil unserer Ideen, sondern auch unsere gesellschaftspolitischen Aktionen in eine Sackgasse. Der Entwurf einer neuen Gesellschaft aus der Sicht des Kampfes zwischen den im 19. Jahrhundert neu entstehenden Klassen kollidierte mit der Selbstverwirklichung der Menschen im Sozialismus des ausgehenden 20. Jahrhunderts.

Warum kam es zum Zusammenbruch dieser Spielart des Sozialismus? Hätte es andere Möglichkeiten gegeben? Hat man nur auf das falsche Pferd gesetzt?

Wenn etwas schiefgegangen ist, muß etwas falsch gemacht worden sein. Das zum einen. Sei es, daß es zu früh war oder daß das Gedankengebäude als solches sich noch nicht in der ganzen Pluralität seiner Möglichkeiten zeigen konnte. Das alles bleibt für mich offen, und das Faktum des Scheiterns beantwortet eben noch nicht, ob eine andere Variante dieser Erscheinung, die wir zur Zeit als „genuinen frühen Sozialismus“ apostrophieren, überhaupt denkbar ist, oder ob sie nur anders realisiert werden muß. Das hat für den einzelnen auch nur bedingte Bedeutung. Es bleibt eben offen, ob die Teilnahme an einem gescheiterten Experiment, so gut und so lang wie möglich, ein Setzen auf das falsche Pferd war, oder ob man im Kampf um den Sozialismus als zivilisierter Mensch gescheitert ist.

Auch ich war nach dem Sieg der Roten Armee über Hitlerdeutschland der Meinung, wir hätten den Fortschritt auf unserer Seite. Nun habe ich feststellen müssen, daß wir mit Pauken und Trompeten nicht nur den Kalten Krieg, sondern die ganze geschichtliche Epoche verloren haben. Der Geburtsfehler war wohl der Traum von einer kommunistischen Gesellschaft, welche zugleich die gerechtere und die effektivere Lebensform sein sollte. Der Widerspruch zwischen Ethik und Ökonomie, zwischen Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit und wirtschaftlichem Erfolg um jeden Preis war im Realsozialismus noch schlechter auszubalancieren als im westlichen Kapitalismus.

Haben Sie nicht zwei große Niederlagen einstecken müssen? 1933 haben Sie den Sieg des Nationalsozialismus erlebt, und 1945 haben Sie die Rote Armee begrüßt, die später auch die DDR auf ihr poststalinistisches System einschwor. Bereuen Sie, sich der kommunistischen Idee angeschlossen zu haben?

Nein. Im 20. Jahrhundert, genauer: nach der Oktoberrevolution, war die Lage doch die, daß es innerhalb der Arbeiterbewegung die große Spaltung zwischen der sozialreformerischen und der sozialrevolutionären Variante gegeben hat, die sich beide auf Marx beriefen. Beide zum Teil mit Recht, zum Teil mit Unrecht. Und beides waren reale politische Größen mit einem realen ideologischen Hintergrund, den sie auch aussprachen. Man konnte – je nachdem, was man lieber wollte – entweder als Sozialdemokrat oder als Kommunist an der gesellschaftlichen Auseinandersetzung teilnehmen. Ein Drittes hat sich in Ansätzen da und dort gezeigt; aber letztlich ist Ceylon das einzige Beispiel, wo die Trotzlisten gegenüber den orthodoxen Stalinisten gewonnen haben. Was jedoch ist Ceylon in der Weltbewegung? Der Anarchismus hat spätestens in Spanien seine Attraktivität verloren.

Das waren keine realen Orientierungsmöglichkeiten. Wenn man also soziale Reformen nicht auf friedlichem Weg wollte, sondern den revolutionären Weg anstrebte, dann blieb einem nur, mit den Kommunisten zu leben, und mit den unangenehmen Ersehnungen ihres Parteilebens. Im politischen Alltag gab es zum sich stalinistisch fortentwickelnden kommunistischen Modell keine Alternative. Das war ja das Problem. Wenn die Entwicklung des „Sozialismus in einem Lande“, um Stalins Phrase anzunehmen, nur in der Sowjetunion vor sich gegangen wäre und anderswo andere Varianten – luxemburgische, trotzkistische, Castrosche – ein Echo gefunden hätten, dann hätte man sagen können: Gut, hier gibt es Alternativen; orientiert euch richtig! Aber der durchschnittliche politische Aktivist der Vorkriegszeit ging davon aus, daß er sich, wie man jetzt sagt, „einbringen“ müsse, statt abzuwarten, daß die Partei sich läutert. Das kann man aber nur dann, wenn man selbst „mitspielt“, und sei es auch nur – wie beim Schach – als kleiner Bauer. Hauptsache, man ist auf dem Schachbrett und nicht außertraf. Und das gilt nicht nur für den Kommunismus, sondern generell für geschichtliche Bewegungen.

Im Unterschied zur Französischen Revolution wurde der Terror im „Mutterland“ des Sozialismus weder 1945 noch 1956 konsequent beendet. Sind Diktatur des Proletariats und Terror eine unauflösbare Verbindung?

Sehen Sie, was jetzt bei vielen aus innerer Ängstlichkeit heraus geschieht, daß man sich schnell von den weniger schönen Konturen des Kommunismus distanziert – von Terror und Diktatur, so wie sie sich im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts herausgebildet haben – ist auch nicht der Weisheit letzter Schluß. In Wirklichkeit bestand gar kein Grund zu bestreiten, daß die nachrevolutionäre Situation – jedermann kann das bei Marx nachlesen – einer energischen Diktatur bedarf. Das ist keine Erfindung von Marx oder Lenin. Es gibt schon zwei große theoretische Reden von Robespierre, der, mit höchstem Pathos und zweifellos unerschütterlichem Glauben, Tugend und Terror einander als notwendig gegenüberstellt. Die Frage war nur: Wie lange dauert so etwas? Irgendwann einmal muß die „alles erneuernde Kraft des Terrors“, wie es bei Lenin heißt, in zivilisiertere Formen überführt werden.

Lenin, der seine Handlungen stets durch die Brille der Französischen Revolution und ihrer Begriffe sah, hatte natürlich so etwas wie den Großen Wohlfahrtsausschuß vor Augen. Da Terror und Diktatur nun einmal nicht gerade angenehme Dinge sind, redeten die Kommunisten nicht gern darüber und ließen sich das vom Gegner aufs Butterbrot schmieren. Dabei ist darin gar nichts Verwerfliches. Denn keine Revolution, auch keine

bürgerliche oder antikolonialistische, ist jemals ohne Terror ausgekommen und wird es auch in Zukunft nicht. Es kommt auf die Form an. Vor allem muß man wissen, wann der Zeitpunkt gekommen ist, wo der eigene Vorteil es gebietet, mit dieser Geburtswehe Schluß zu machen. So gesehen, ist der Thermidor eine höhere Einsicht in die geschichtliche Notwendigkeit gewesen, so wenig er uns allen schmeckt.

Der 9. Thermidor, das Ende der Jakobiner-Diktatur, hätte demnach bei einem freiwilligen Machtverzicht unblutig verlaufen können?

Die Jakobiner wollten ja zunächst gar nicht „an die Macht“, sondern wollten das Gemeinwesen nach ethischen Grundsätzen reinigen und eine gerechtere, humanere, solidarische Gesellschaft errichten, die sich auf die Tugenden der Gattung Mensch gründete. Der Gang der Ereignisse, die Sachzwänge führten dazu, daß sich unter Federführung der jakobinischen „Muttergesellschaft“, die eine moralische Instanz war und blieb, die revolutionäre und prinzipielle Diktatur des Wohlfahrtsausschusses im Konvent formierte. Mit dieser unvorhergesehenen politischen Diktatur ist das militante Bürgertum so lange zurechtgekommen, wie es um Leben und Tod seines Landes ging. Als die Gefahr gebannt war, wurden – ganz „folgerichtig“ – die beschwerlichen Jakobiner als überflüssiges Potential geopfert. Das Auslaufen einer „Revolution in der Revolution“ haben mithin gerade die Jakobiner vorgeführt.

Hätte ein 9. Thermidor in der Sowjetunion die Beseitigung Stalins bedeutet?

Nicht unbedingt. Es gibt interessante Darstellungen eines Historikers aus dem Kaukasus, der zeigt, daß Robespierre an und für sich am 9. Thermidor hätte nicht fallen müssen. Er hätte, wenn die Dinge anders gelaufen wären – und das läßt sich rekonstruieren – den Thermidor selber vollzogen. Dergleichen hängt nicht vom führenden Kopf ab, obwohl es „normaler“ ist, wenn der höchste Repräsentant, die revolutionäre Symbolfigur daran glauben muß.

Je glatter der Übergang jedoch gestaltet wird, desto günstiger verläuft die weitere Entwicklung für die neue herrschende Garnitur. In England war sie mit zwei geköpften Königen relativ flach verlaufen. Der große Schrecken der Französischen Revolution hat ein Jahr gedauert, und der Terror der Oktoberrevolution, wenn man ihn in seiner kriegskommunistischen Form nimmt, ungefähr drei Jahre. Der französischen Bourgeoisie aber ist es gelungen, solche Erbschaft abzuschütteln, sich zu distanzieren, und eben

dies ist in der kommunistischen Bewegung der Vor- und Nachkriegszeit nicht geglückt.

Zu welchem Zeitpunkt hätte sich ein „sozialistischer Thermidor“ entwickeln können?

1945 hätte Stalin die Macht und die Möglichkeit dazu gehabt: Unmittelbar nach Kriegsende war die Entwicklung offen. Da war sein Prestige so groß, daß er sich manch unorthodoxe Maßnahme hätte erlauben können. Statt dessen ging er den konventionellen Weg, bei dem nicht weniger, sondern mehr Terror auf der Tagesordnung stand. Das geschah offenkundig aus dem Gefühl heraus, eine allzu enge Tuchfühlung mit den imperialistischen Alliierten könne dem Sozialismus, wie er ihn sich in vereinfachter Form vorstellte, schaden.

Die Schauprozesse in den Volksdemokratien folgten auf dem Fuße. Wieder konnten andere Gesellschaftsmodelle, sozialistische Alternativen nicht entstehen; wieder hieß die fast einzige universale Orientierungsmöglichkeit Moskau. Und deshalb kann die Relevanz des Untergangs nicht im Spaubuch von Erich Honecker oder der Unfähigkeit einer Gruppe von gealterten Politbürokraten, auch nicht in der Fahnenflucht einzelner gesehen werden. Vielleicht war die Geschichte tatsächlich noch nicht „reif“ für die Entwicklung, vielleicht wäre selbst ein besser gemachter Sozialismus an die Schranke eines inneren Widerspruches gestoßen.

Die Ereignisse des Jahres 1989 werden oft als „friedliche Revolution“ bezeichnet. Ist der unblutige Sturz der sozialistischen Machtsysteme ein neuer Revolutionstyp?

Das würde ich eher verneinen, auch wenn es durchaus wirkliche Bewegtheit, grundtiefe Erschütterung, bald verkümmerte Einleitung revolutionärer Prozesse und eine Individualisierung neuer Akzente im politischen Leben gab. Die Ereignisse überschlugen sich, und kaum jemand hat die sieh mit Rasanzen öffnenden neuen Blickfelder vorausgesehen. So viele Gesellschaftswissenschaftler sich auch über die Zukunft des sozialistischen „Ideals“ den Kopf zerbrachen: Nicht einer kam auf den Gedanken, daß es zu einem Zerfall in praktisch allen Dimensionen kommen würde. Wobei die Tragik darin besteht, daß gerade der mutige Versuch, das Problematische – die Verhältnisse von Diktatur und Demokratie, von Ökonomie und Macht – ohne Rücksicht auf Verluste an der Wurzel zu packen, den Auftakt zum Totaldesaster im Herrschaftsbereich des „stalinistischen“ Realsozialismus

abgab. Vielleicht haben auch wir „Theoretiker“ unser begriffliches Instrumentarium, das sich aus der Wirklichkeit des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelt hat, zu spät einer Revision hinsichtlich der veränderten universalen Produktions- und Kommunikationsweise in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterzogen.

War nicht zumindest der unerwartete Auftakt zur historischen Wende 1989 vergleichbar mit dem Sturm auf die Bastille 1789?

Manches hat sich – rein vom Ablauf her – in der Tat ähnlich abgespielt, hat auch ähnliche Verblüffungen parat gehalten. 1789 sind alle diese mehr oder weniger aufgeklärten Leutchen vom „Dritten Stand“ ja nach Versailles gehastet, um den Staat zu verbessern. Keiner hatte sich auf die Strümpfe gemacht, um ihn zu zerstören. Genau das aber ist dabei herausgekommen. Wenn zwei ein Gleiches tun, ist es doch bekanntlich noch lange nicht dasselbe.

Vergleichbares gibt es erstaunlicherweise schon heute im öffentlichen Diskurs über beide Ereignisse. Zwei Gesichtspunkte scheinen dabei besonders hervorhebenswert: Der eine berührt die lange vor 1989 einsetzende Offensive der Rechten, die ursprünglich darauf hinauslief, die Revolution von 1789 als tote Katze zu betrachten – nicht mehr als unauslöschbares Geschehnis und Erlebnis, sondern als unvergangenen Brudermord. Der zweite, der erst nach der „Wende“ ins Kraut schoß, sieht die französische Revolution genau umgekehrt, nämlich als noch immer nicht beendetes Weltspektakel. Die Russische Oktoberrevolution stünde nach dieser Lesart zwar durchaus in der Tradition von 1789, aber in der falschen, und bisweilen hört man bei solchen Äußerungen heraus, daß Lenin vielleicht besser daran getan hätte, die Macht nicht zu ergreifen, was natürlich rein spekulativ bleibt.

Von Christoph Hein bis Jürgen Kuczynski wurde zur Aufhellung des sozialistischen Alltags das feudalistische Zeitalter als Vergleichsmodell herangezogen. War der real existierende Sozialismus am Ende ebenso unreformierbar wie der Feudalismus vor zweihundert Jahren?

Parallelen lassen sich ziehen. Dennoch hinkt der Vergleich gewaltig, denn das Feudallager war nach 1789 im Weltmaßstab noch über Jahrzehnte in der Lage, erheblichen Widerstand zu leisten, auch wenn es nach der gerade erwähnten „Doppelrevolution“ perspektivisch im Nerv getroffen war. Das Dilemma unserer Tage hingegen bestand darin, daß Gutwillige meinten,

ein Bündnis aus Bürgerbewegung und Reformkommunismus könne Grundgebrechen, die dem „alten“ Sozialismus anhafteten, aus der Welt schaffen. Auch diese Variante sozialistischer Politik hat sich als nicht tragbar erwiesen, weder auf reformerischem, „von oben“ gesteuertem, noch auf revolutionärem Wege von unten; das Ganze ist zusammengestürzt. Der reglementierte Sozialismus des 20. Jahrhunderts entpuppte sich als untaugliches, als widerlegtes Experiment und verrannte sich folgerichtig in einer Sackgasse. Daran gibt es nichts zu deuteln.

Was ist für Sie als Historiker das Überraschendste in den historischen Geschehnissen nach 1989?

Was auch ich zuvor für nie denkbar gehalten hätte: die unwahrscheinliche Aufblähung des „Nationalismus“. Ich habe mich als Studiosus dem Kommunismus zuvörderst zugewandt, weil mir die Torheit eines in der Wolle gefärbten Hurrapatriotismus unter den Nägeln brannte. Ich bin durch so viele Schulen und Kulturkreise gewandert (oder gewandert „worden“), daß ich überall von den verschiedensten Seiten den gleichen Schwachsinn anhören mußte und die Angebote zu vergleichen lernte. Eine Weltanschauung, die sich auf solch verstaubte museale Stücke stützte, wurde mir zutiefst suspekt. Ausgerechnet dieser Nationalismus, den wir für mehr oder weniger verblichen oder zumindest in letzte Schlupflöcher zurückgekrrochen wähnten, wirkt nun als Sprengstoff!

* Dieses Interview führte Thomas Grimm, der bereits die „Zwiesprache mit dem Jahrhundert“ (1989) aufgeschrieben hat, mit Walter Markov im Juni 1993. Wir danken dem Siedler-Verlag Berlin, der die Abdruckgenehmigung aus dem Band „Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie“ (1993) genehmigte, für das freundliche Entgegenkommen.

Editorial

Das von jahrzehntelanger Abschottung gekennzeichnete bipolare Europa des Ost-West-Konflikts verändert im Gefolge der mit dem Zusammenbruch des Ostblocks einsetzenden politischen und wirtschaftlichen Systemumbrüche seine Koordinaten. Nicht nur ein Jahrhundert (T. G. Ash), auch das „alte“ Europa wurde abgewählt. Die bemerkenswerte Multipolarität im „neuen“ Europa weist auf eine wachsende Vielfalt des Kontinents hin, die der zeitweisen Abkopplung Osteuropas vom unmittelbaren Zentrum-Peripherie-Zusammenhang (Wallerstein) nachfolgt. Diese Vielfalt birgt Chancen und Gefahren in sich. Einerseits waren eine Reihe von Gemeinsamkeiten der verschiedenen Teile Europas durch die Blocklogik verdeckt und können nun durch die verschiedenen Formen der Zusammenarbeit neu entdeckt und ausgebaut werden. Andererseits bietet nicht nur die „Balkanisierung“ des Balkans eine düstere Perspektive: Europa wird zum virtuell instabilsten Kontinent.

Daß die Ereignisse 1989 in Europa kumulierten und verschiedene Folgeprobleme hinterließen, hat ebenso wie die Verlagerung weltgeschichtlicher Gewichte in die Pazifikregion zu intensiverem Nachdenken darüber geführt, was Europa ist, sein oder werden könnte. Konfliktverarbeitung und die Sorge um Positionsverluste stehen also am Ursprung einer mühsamen Selbstfindung, die sich keineswegs auf die Frage einer supranationalen oder intergouvernementalen Perspektive der EG reduzieren läßt.

Erhellendes bietet angesichts der labyrinthischen Vielfalt im „neuen“ Europa zunächst die historische Perspektive, in der dieses an seinem Werden gemessen wird und schon nicht mehr als ganz so neu erscheint, wie dies die tagespolitische Perspektive versprechen mag. Der Blick zurück sucht schließlich im historisch Gewordenen neue Anknüpfungspunkte. Können sie in der *république des lettres* gesehen werden, jener Gelehrtenrepublik, die zwar kaum Denkmäler hervorbrachte, die sich als Stätten der kollektiven Erinnerung und Emphase eignen, in der aber die großen Geister des 18. Jahrhunderts sich ganz kosmopolitisch zu Hause fühlten und voller Stolz der humanistischen Vormieter gedachten? Über die Wirkungsomniscient des europäischen Gedankens verstört, schlug sich die Mehrheit jener Intellektuellen, die von der gesellschaftlichen Macht des Geistes träumten, auf die Seite der Nation, und damit auf die der Machtlosigkeit des Geistes. Doch dieses Konzept schien den

Barden verschiedener „Befreiungskriege“ und damit den Historikern des Nationalstaats mehr Aussicht auf Gehör zu versprechen.

Für manchen ist diese Verbindung bis heute attraktiv. Anderen liegt die Versuchung näher, den Pakt mit dem Nationalstaat durch eine Orientierung auf das „modernere“ und nun endlich Erfolg versprechende Konzept „Europa“ zu ersetzen.

Marleen Wessel geht in den unveröffentlichten Vorlesungsmanuskripten Lucien Febvres der Materialisierung des griechischen „Europa“ im Anseinanderebrechen des Römischen Reiches nach. Sie stellt Febvres Spurensuche durch das mediävale Europa bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts dar. Die in den vierziger Jahren gehaltenen Lektionen sind heute von einer erfrischenden Aktualität, da sie die Wurzeln einer im Dickicht Brüsseler Rechtsverordnungen nur schwer erkennbaren Identität freilegen. Zugleich scheint die stabilitätspolitische Skepsis Febvres hinsichtlich des je gewordenen Europa, angesichts osteuropäischer Bürgerkriege in den neunziger Jahren, zur Relativierung der Rede vom „neuen“ Europa beizutragen.

Wolfgang Schmale untersucht „Europa“ hinsichtlich der Probleme einer Geschichtsschreibung zum Zwecke der europäischen Identitätsbildung. In kritischer Auseinandersetzung mit dem eurohistorischen Mainstream sieht er Historiker als Identitätsanbieter stärker in die Pflicht genommen. Als problematisch erweist sich dabei die Strukturiertheit des Meta-Begriffs „Europa“: Schmale untersucht diese Vielschichtigkeit in unterschiedlichen Erkenntnisdimensionen, denen es auf den Zeitachsen nachzugehen gilt. Eine solche Einordnung scheint umso mehr geboten, als die neuerliche Welle der Euroskepsis die Frage der Identitätskonstruktion nicht länger im Akten-schrank der „Gewißheiten“ von Wissenschaftsbeamten ruhen läßt.

Dabei ist die Europa-Idee alles andere als unschuldig. Sie taugt, wie jedes integrative Konzept, zur Refestigung von Herrschaftsverhältnissen durch Konsensbildung nach innen und abwehrende Identitätsbildung nach außen. Sie kann, hinter der Fassade der Erinnerung an große Kulturleistungen, das Vergessen von Unterdrückung und Ausbeutung anderer Kontinente befördern, dem Europa seinen frühneuzeitlichen Aufstieg auch verdanken. Sie kann zur Festungsmentalität erstarren und historische Kreativität durch einen bloß bornierten Eurozentrismus behindern. Diese stärker außerhalb Europas existierenden Bedenken, sollten nun aber nicht zur Annahme einer europäischen Homogenität führen. Insbesondere der Osten Europas illustriert die wachsende Heterogenität des Kontinents.

Die von der Sozialwissenschaft nicht prognostizierten osteuropäischen Transformationsprozesse bilden nunmehr den Forschungsgegenstand einer neuen Wachstumsbranche. Nicht die Uferlosigkeit der theorielosen Deskription,

sondern die kompetitive Heftigkeit der sich entfaltenden Erklärungspotentiale kennzeichnet den gegenwärtigen Zustand dieser Forschungsrichtung. Das demokratietheoretische Konzept von der Zivilgesellschaft wird in der Diskussion der Spezifika dieser „Transition“ geradezu inflationär verwendet, wobei die Stilisierung der „Civil Society“ zum Schlüsselbegriff der Analyse politischer Transformationsprozesse in Ost- und Ostmitteleuropa angesichts der Vielzahl konkurrierender Ansätze den Gebrauch des Wortes beliebig werden läßt. *Sigrid Meuschel* untersucht diese Civil-Society-Debatte vor dem Hintergrund modernisierungstheoretischer Implikationen. Der Komplexität der Umbrüche gerecht werdend, gibt sie dabei einer analytischen Vorsicht den Vorrang und kritisiert jene Dichotomisierungen, die die osteuropäischen Gesellschaften vor dem Hintergrund der „westlichen“ Moderne für bloß „vormodern“ halten. Deutlich wird, wie sehr die Risiken für Demokratie und Pluralismus der Moderne inhärent sind, und inwiefern ein evolutionstheoretisch inspiriertes Modernekonzept theoretisch unterkomplex bleibt.

Das vielzitierte Bild von einem zu durchquerenden „Tal der Tränen“ (Dahrendorf) verdeutlichte die sich mit dem Beginn der Systemumbrüche durchsetzende schmerzhaftes Erkenntnis, die mit den „heroischen“ Illusionen vieler Akteure aufzuräumen hatte, die davon ausgegangen waren, daß sich mit dem Ende der Einparteienherrschaft zugleich eine Verbesserung des Lebensstandards ergeben würde. Europas neue Vielfalt schließt auch die Erfahrungswelt der osteuropäischen Transformationsverlierer ein, für die die anbrechende Periode eingeschränkter Bedürfnisbefriedigung von der erfahrenen Abstraktheit politischer Freiheit begleitet wird. Wo Transformationsverlierer auftreten, soll aber von den Transformationsgewinnern nicht geschwiegen werden. Wie sich diese soziale Stratifikation in sich artikulierenden sozialen Gruppen auf die Legitimität der Transformation auswirkt, gerät angesichts der Schwierigkeiten regulierter Interessenvermittlung zu einer ungeahnt spannenden Frage. *Melanie Tatur* betrachtet nun in einer korporatistischen Perspektive die Dynamik der polnischen und russischen Systemtransformation unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung von Sozialbewegungen für den Verlauf dieser Prozesse.

Die Frage nach der Legitimitätserzeugung im Transformationsprozeß sieht sich beim „Warten auf den Supermarkt“ (Krasnodebski) vor die Realität transitorischer Delegitimierungen gestellt. Was in Westeuropa zunächst als die neue Vielfalt freudig begrüßt wurde, kann sich nunmehr als Einfalt erweisen: Der neue östliche Nationalismus scheint auch im Westen Europas auf einen bereiteten Boden zu fallen. Westlicher Liberalismus trifft im Osten hingegen auf widrigere Bedingungen. Im Sinne einer liberalen Ökonomie kommt zwar das Fortschreiten der „kreativen Zerstörung“ den Erwartungen

der Berater entgegen, obwohl die tatsächlich freigesetzten Kräfte selten die erwarteten sind. Bürgerrechte, Pluralismus, Freiheit und Toleranz werden im Osten jedoch als etwas zuvörderst Voraussetzungsvolles erfahrbar. Das Problem der Induktion dieser Voraussetzungen bereitet nun nicht nur im Westen erhebliche Kopfzerbrechen. Die Überlegungen dazu reichen auf der Akteursebene vom liberal-konservativen bis zum sozialdemokratischen Spektrum, womit beträchtlichen Nuancierungen in der Problemverarbeitungsweise jedoch nicht die Sinnhaftigkeit des Ziels in Frage gestellt wird, bzw. als common sense selbst in den heftigsten politischen Debatten mitschwingt.

Ganz anders klingt hingegen das, was *Fjodor Fink*, *Robert Kluge* und *Florian Andrews* anhand der „russischen Idee“ des betont antimodernen Nationalismus in Rußland untersuchen. Am Beispiel der antisemitischen Argumentation bei Igor Schafarewitsch stellen sie grundlegende Charakteristika der russischen nationalen Bewegung als einer Bewegung der Gegenmodernisierung heraus, die in der Logik „einfacher“ Erklärungen den alten russischen Konflikt „Westler versus Slawophile“ reformuliert.

Im Unterschied zu den von Fink, Kluge und Andrews beschriebenen faschistoiden Tendenzen in Rußland, ist die in Ostmitteleuropa vorherrschende Vision von der „Rückkehr nach Europa“ eher ein Indikator für den Integrationswillen der politischen Klasse jener Länder. Die neue Ostkooperationspolitik der EG wird von *Frank Geißler* als Reaktion auf bestehende Interessenverflechtungen und transformationspolitische Herausforderungen in den „Rückkehrerstaaten“ dargestellt, wobei die verschiedenen Pfade einer „Rückkehr“ diskutiert werden. Der Abschied von alten Problemverarbeitungsmodellen fällt dabei, dies wird deutlich, in Westeuropa besonders schwer, da der Sog einer historisch singulären Transformationskrise den Westen – in mehrfacher Hinsicht – unvorbereitet „traf“.

Die in diesem Heft umrissene *neue* Vielfalt Europas wird dabei vornehmlich in der osteuropäischen Perspektive betrachtet. Dies hat gute Gründe. In einer Vielzahl von Studien zur EG-Integration wurde zwar nach den Maas-trichter Unionsverträgen eine erkleckliche Fülle von Neuheiten herausgestellt. Die Perspektive des vorliegenden Heftes versucht jedoch nicht das evolutionär Veränderte, sondern das historisch Neue an Europas Vielfalt zu problematisieren und damit das Moment besonderer Herausforderung hervorzuheben.

Die Beiträge zum Schwerpunktthema dieses Heftes entstanden aus den zum Teil recht verschiedenen Perspektiven historischer und politologischer Provenienz. Darin liegt aber der für COMPARATIV inzwischen charakteri-

Editorial

stische – und damit eigensinnige – „Stallgeruch“: Sozialwissenschaft als interdisziplinäres Unternehmen wird nicht institutionell tranchiert, sondern in verschiedener Perspektive betrieben und am Gegenstand zusammengeführt. Nur dabei sind auch die disziplinär differenzierten und je verschieden gewordenen Wissenschaftssprachen kommunikativ zu verflechten. Es bleibt zu hoffen, daß die dabei entstehenden Diskussionszusammenhänge ausgebaut werden können.

Leipzig, im Oktober 1993

Frank Geißler/Matthias Middell